

BERLIN · APRIL 1943 · JAHRGANG 5 · HEFT 4 30 Pf.



Wir kommen

Der Ruf der Front verhallt nicht ungehört. Stalingrad ist wie ein Alarm gewesen, der jeden Nerv berührte. Es gibt keinen deutschen Jungen, der nicht mit seinen leidenschaftlichsten Empfindungen danach drängt, mehr als bisher zu tun, um der Front zu helfen.

Es wird immer das Vorrecht der Jugend sein, sich ganz einsetzen zu wollen, mit Leib und Leben.

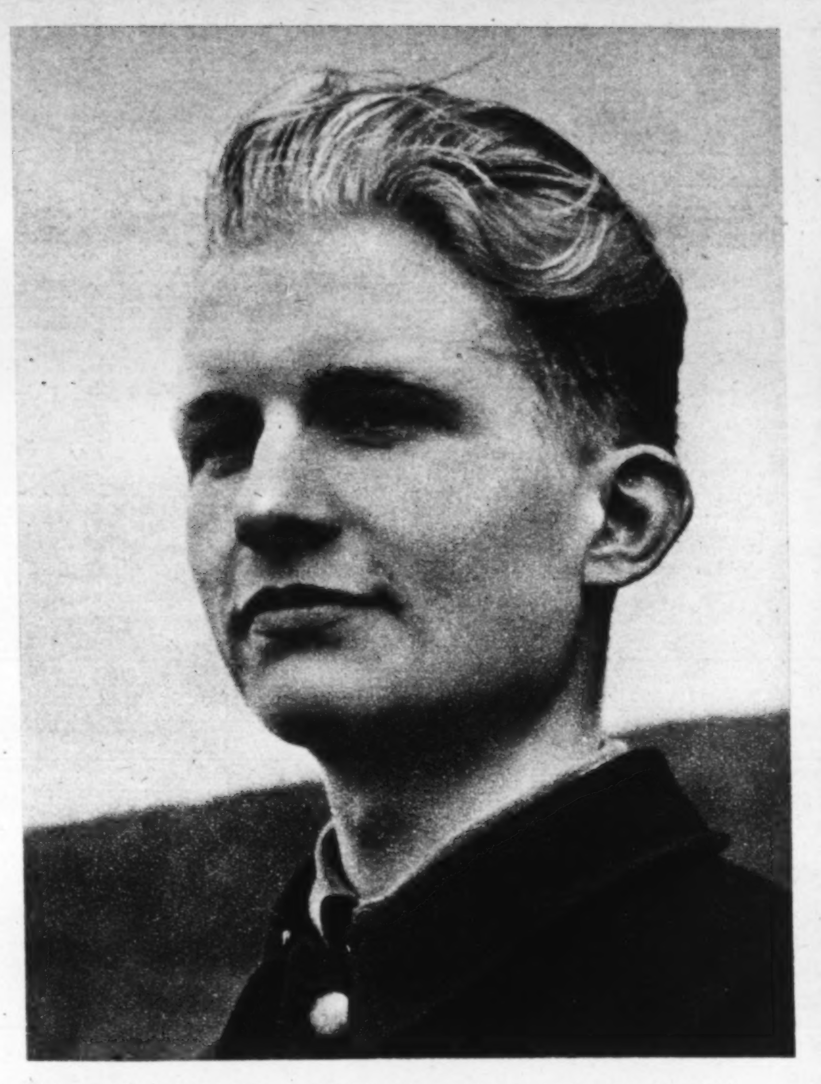
Deshalb treten die neuen Jahrgänge willensstärker und opferbereiter als je in das soldatische Leben.

Beflügelt von ihrer stürmischen Empfindung lernen sie begieriger und gründlicher die Handhabung der Waffen, nicht weil sie das Abenteuer erwartet, sondern weil das Vaterland in Gefahr ist. Wann immer solches in der deutschen Geschichte geschah, war die deutsche Jugend da. So heißt ihre Antwort auch diesmal: Vaterland, wir kommen!

Aufnahmen: Emde (3)

Lies die wichtige Notiz über das zweimonatliche Erscheinen der „Jungen Welt" auf Seite 21

Wovon wir *überzeugt* sind



Am 20. April begeht das deutsche Volk und mit ihm als besonderer Gratulant die Jugend den Geburtstag des Führers. Mehr als je zuvor gehen unsere Gedanken den Weg zum Führer, der in der schweren Zeit eines furchtbaren Winterkrieges als der Unerschütterlichste die Geschicke der Ostfront leitete. Wir haben diesen Tag gefeiert in Zeiten des Glanzes und der Freude und feiern ihn diesmal herzlicher und hochgestimmter als je zuvor.

Die Hitler-Jugend trägt den Namen des Führers nicht wie eine bloße Bezeichnung, sondern hat diesen Namen immer als einen Ehrentitel angesehen, der zum Ausdruck bringt, wie sehr die Jugend an dem Führer hängt und sich ihm untrennbar verbunden fühlt. Alle Verehrung und alle Liebe, die je eine Jugend aufgebracht hat, liegt in ihrem Gefühl und in ihrem Herzen, das dem Führer leidenschaftlich entgegenschlägt. Je schwerer die Zeit und je mehr das Geschick des Krieges von uns an Opfern fordert, um so enger und unlöslicher wird diese Bindung.

Die Jugend fühlt sich wie eine Phalanx, die sich um den Führer geschart hat. Es ist ihre höchste Bestimmung und ihr höchstes Glück, ihm zu gehören und ihm folgen zu können. Die Worte aus seinem Munde sind der Jugend Gesetz. Alles wollen wir mit ihm teilen. Jede Stunde des Glückes und jede Stunde der Not. Und wenn er ruft, so gibt es für die Jugend nichts anderes, als ihm zu gehorchen.

Gehorsam und Hingabe und das Versprechen, mehr als je an seiner Seite zu stehen, alles zu tun, was er fordert, den Weg mit ihm zu gehen, ist das Geschenk, das die Jugend auch an diesem Tage dem Führer übermittelt.

Es kann keine engere Gefolgschaft geben als die der Jugend zum Führer.

Das ganze Fühlen und Denken der Jugend, der ganze Boden, auf dem ihre Pläne wachsen, ihr ganzes Wesen, dessen Empfindungen in die Zukunft drängen, wird von der Idee des Führers beherrscht und bestimmt. Wir werden uns immer als die Vollstrecker seines Willens ansehen. Alles wird uns verwerflich erscheinen, was er verwirft, und alles wird uns gut sein, was er für gut befindet.

Wir sind dem Schicksal dankbar, daß es uns gestattet, den Sinn unseres Lebens, die Bestimmung unserer Zukunft in solcher Klarheit zu sehen. Wir wissen, daß unsere zweitausendjährige Geschichte uns auf einen Höhepunkt geführt hat, der uns zwar das letzte an Kraft und Opfern abverlangt, uns aber die Aussicht gibt auf die endliche Vollendung unseres großen Deutschen Reiches. So selten es die Geschichte gestattet, in der Person eines einzigen Menschen Sinn und Zweck einer ganzen lebenden Generation zu verkörpern, so sehr sind wir davon überzeugt, daß der Führer schlechthin das großartigste deutsche Schicksal verkörpert und garantiert. So bringen wir ihm alles dar, was wir darzubringen haben, unser ganzes Gefühl, unser ganzes Herz, unsere unbedingte Treue und unseren unbedingten Gehorsam.



Das Gedächtnis der Jugend

Was an der Front geschieht, bestimmt die Entwicklung des Krieges und letzthin den Sieg. Aus zahllosen Einzeltaten, die in ihrer Summe nicht abzuschätzen sind, bildet sich die soldatische Gesamtleistung, die zu siegreichen Feldzügen führt, zu Märschen über Tausende von Kilometern, zur Überflügelung, Einkesselung und Vernichtung des Feindes. Man kann die Summe dieser einzelnen soldatischen Taten militärisch bewerten.

Aber darüber hinaus bildet sich unschätzbar das seelische Erleben, das von der Front in die Heimat zurückstrahlt. Es geschieht keine Heldentat umsonst. Das Schicksal zählt sie sorgfältig und gibt mehr dafür als bloßen Ruhm und Sieg.

Was uns Berichte, Bilder und Filmstreifen übermitteln, übt seinen formenden und gestaltenden Eindruck auf Haltung und Moral des ganzen Volkes. Jede große Tat an der Front, jede Überwindung, jeder innere Sieg, bildet sich zu einem gewaltigen und unverlierbaren Schatze, der zum edelsten Besitz eines Volkes gehört.

Die Jugend besonders nimmt einen Bericht anders als eine bloße Nachricht auf, mehr als eine Ansammlung von Sätzen. Sie bewahrt treu jede Tat im Gedächtnis.

Das Gedächtnis der Jugend ist wie eine Schreibtafel, auf der sich die heldenhaften Geschehnisse des Soldaten wie mit ehernen Griffeln einzeichnen. Die Jugend ist begierig danach, von großen Taten zu hören. Sie ist unverbildet, sie ist aufnahmefähig. Ihre Begeisterung entzündet sich an den Ereignissen, die irgendwo im Fernen Osten geschahen und vom Kampf und Sieg des deutschen Soldaten künden. Es ist, als ob die Geschichte selbst mit diesem Krieg ein Schulbuch aufgeschlagen hat, über das sie sich mit heißen Köpfen beugen. Jede Tat, die geschieht und durch die Nachrichtenmittel unserer Zeit in der Heimat bekannt werden, strahlen in ihr Herz, das sie daran entzünden. So wollen sie auch sein! So etwas wollen sie auch einmal

Aufnahme: Van Immerseel, ᛋᛋ-PK.-Aufnahmen (4): Kb. Hummel, Wisniewski, Augustin

vollbringen, und je schwerer der Kampf ist, um so herrlicher leuchten ihnen die Taten einzelner hervor.
Es bildet sie, es macht sie reifer, es macht sie ernster.
Man kann keinem Jagdflieger, der sich unsterblichen Ruhm errang, keinem U-Boot-Kommandanten und keinem einfachen Soldaten, der durch irgendeinen tapferen Entschluß eine bedrohliche Lage meisterte, ein besseres Denkmal setzen als im Herzen der Jugend.
Und die Jugend ist gründlich. Sie vergißt keinen. Alle ihre Kräfte und Empfindungen drängen zum Idealen. Sie löst jedes heldenhafte Geschehnis von der Schlacke des Alltags und des Gewöhnlichen und bewahrt es in seiner reinsten Form in ihrem Gedächtnis.
Sie tut dies nicht, um das Bedürfnis nach Abenteuern zu befriedigen, sondern sie nimmt das Gehörte, das Gelesene und das Gesehene mit der ihr eigentümlichen Art, mit der sie alles Hohe und Ideale aufnimmt, daß es sich in ihrem Herzen wandle und sie selbst erziehe.
Die kühnen Soldaten von heute sind ihre Schullehrer. Und vor diesen sitzt sie mit heiligem Eifer, daß sie nichts verliere und alles voll behalte.
Ein Volk, das sich in seiner härtesten Probe befindet und aus dessen Reihen die immer neuen Erfolge der Helden aufblühen, muß zwangsläufig eine Jugend heranziehen, die, von solchen Substanzen genährt, selbst eine heldenhafte Jugend wird.
Das Bild des Grenadiers, der mit geschultertem MG. gebückt durch den Graben schleicht, dessen Gesicht das entschlossene, erdgraue, instinktwache Gesicht des Frontsoldaten ist, wird der Jugend mehr als eine bloße Photographie. Sie nimmt den inneren Wert, den dieses Bild besitzt, für sich.
Das Bild eines einfachen Loches im Felde, in dem zwei Infanteristen liegen, grau wie die Erde selbst, unscheinbar, aber geballt in der wachen Kraft der Abwehr und allen Glanz des Landes zeigend, das zwischen Tod und Leben liegt, strahlt in ihr Herz, daß sie es mit scheuen Blicken betrachten und zu den anderen legen, die in ihrem Gedächtnis das wahre Bild des tapferen Soldaten formen.
Der Melder, dessen Gesicht lehmverschmiert ist, das Sturmgeschütz, das zum Angriff rollt, und der einsame Winterkämpfer auf freiem Feld, der ganz für sich und dennoch unerschütterlich in seinem Schneeloch hockt, als unnachgiebigster und verbissenster Kämpfer der Winterschlacht — solche Bilder sieht ein Junge eindringlicher und leidenschaftlicher. Sein unbestechliches Gefühl spürt an solchen Bildern das Verborgenste auf, und wo etwas hoch, heilig, ehrfürchtig betrachtet werden muß, da tut er es, denn er vergißt nichts.



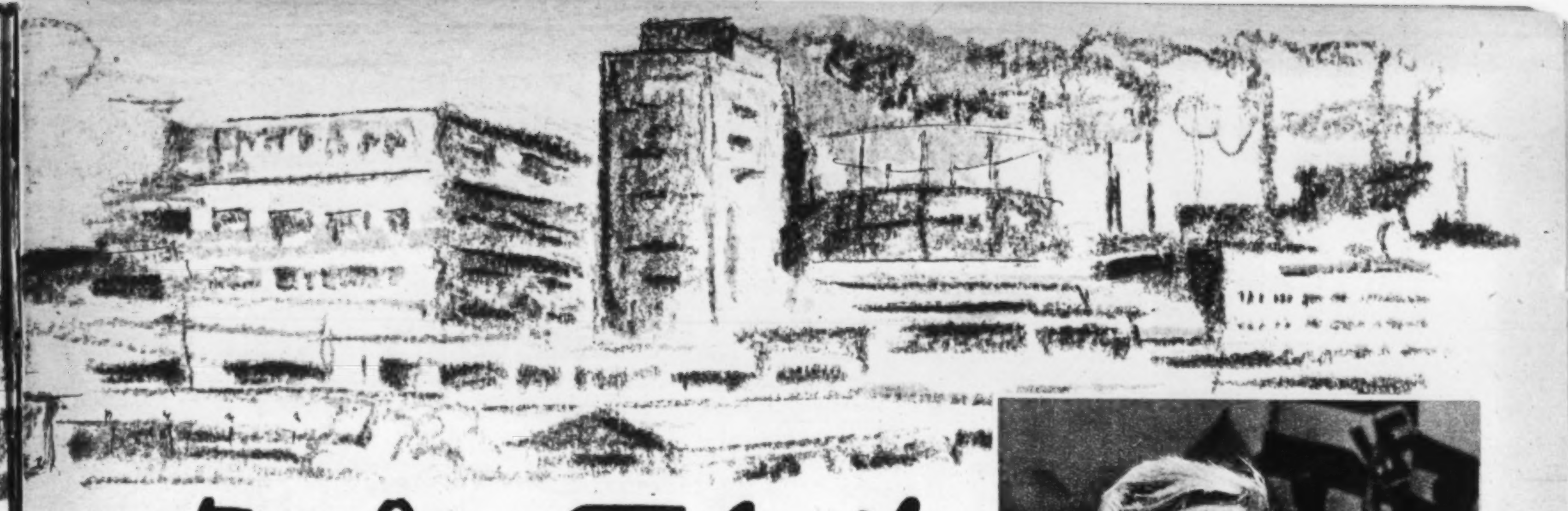


GELÖBNIS

Stolz und Glück gabst du uns, Vaterland,
Jauchzend hat das Volk an reichen Tagen
Deine Fahnen durch das Land getragen!
Sieh, nun loht es auf, o Vaterland,
Alles, was wir unser eigen nennen
Will für dich in Tat und Opfer brennen!

MARIA KAHLE





In die Fabrik

Es gibt viele Möglichkeiten, sich acht oder zehn oder mehr Stunden am Tage zu beschäftigen. Man kann im Büro sitzen an der Schreibmaschine, in einer Kartei als Stenotypistin, als Sekretärin und was es dergleichen Möglichkeiten mehr gibt. Aber ebenso sicher ist, daß dem totalen Krieg nicht mit einer Vermehrung dieser Berufe gedient ist.

In einem Augenblick, da die Front eine Zerreißprobe größten Ausmaßes durchgestanden hat und nunmehr das Signal gegeben ist zur Zusammenfassung und Ausrichtung aller Kräfte, setzt zugleich eine Schrumpfung der Arbeiten ein, die keinen unmittelbaren Anteil am Kriege haben. Es ist sicher, daß nur in solchen Ausnahmezeiten der übliche Maßstab von der Wichtigkeit aller Dinge außer Kraft gesetzt wird und ein neuer Maßstab angelegt werden muß, und diesen Maßstab bestimmen allein die Bedürfnisse der Front. Wenn die Front Munition und Waffen braucht, muß man ihr diese Waffen geben. Es ist noch nicht erfunden worden, Granaten am Schreibtisch zu drehen. Man bedarf dazu der großen, weiträumigen Fabriken mit ihren vielen technischen und maschinellen Einrichtungen. Es ist auch klar, daß in einer Fabrik ein anderer Arbeitsrhythmus herrscht als in einem Büro, in dem man sich in der Ausübung seiner papierenen und sonstigen Arbeiten nicht durch eine eventuelle Milchflasche stören zu lassen braucht. Wenn man sich als Soldat nicht zu überlegen braucht, wo die Front beginnt und wo sie aufhört, so braucht man heute in der Heimat ebensowenig zu überlegen, wo dort die Front beginnt und wo sie aufhört. Die Front der Heimat ist die Rüstungsfabrik.

Die Sowjets haben einen Fabrikkult betrieben. Sie haben die Kirchen außer Kraft gesetzt und die Fabriken zu einer Kultstätte gemacht. So verschroben wie es ist, so nützt ihnen heute jedoch diese Anschauung in der praktischsten Weise. Wir haben nicht vor, Ähnliches zu propagieren. Jedoch sind sehr viele bei uns der bürgerlichen auf eine andere Weise verschrobenen Ansicht, daß die Fabrik eine Sache sei, in der man sich die Hände schmutzig mache. In diesen Fabriken jedoch entsteht das Rüstzeug unserer Soldaten, Waffen und Gerät, das den Krieg gewinnen soll. Es ist die gebieterische Forderung der Front, diese Fabriken nunmehr zu bevölkern, Platz um Platz und Maschine um Maschine zu besetzen.

Der Augenblick bestimmt die Wichtigkeit einer Sache. Und der gegenwärtige Augenblick hebt alle bisher gültigen Ansichten auf. Es ist der Augenblick der Gefahr und der Not, die durch entschlossenste Umstellung auf die Erfordernisse des Tages gemeistert werden muß.

Die Jugend hat dies begriffen. Sie hat in der Kampfzeit mit leidenschaftlicher Inbrunst das revolutionäre Wiener Jungarbeiterlied gesungen und sich das Wort zu eigen gemacht vom Volk der Bauern, Arbeiter und Soldaten.

Wer in die Lehrlingswerkstätten und Lehrlingsheime der großen Fabriken geht, wird feststellen, daß der Lehrling mehr ist als ein Rekrut der Arbeit, als ein anzulernender und auszubildender Facharbeiter, sondern, daß das weltanschauliche Fundament der Hitler-Jugend auch seinen Beruf ergriffen hat, ihn selbst, die Art wie er lebt und wie er arbeitet.

Schiffswerften, Flugzeugwerke, Glanzstoffabriken, überall sind Lehrlingsheime eingerichtet, in denen sie nach den disziplinaren Vorschriften der Hitler-Jugend leben, voller Gemeinschaftsgeist, voller Kameradschaft, beseelt von der Vorstellung, nicht nur das berufliche Können zu erwerben, sondern diesen Beruf so auszufüllen, wie es das Gesetz der Hitler-Jugend will, treu, pflichteifrig und selbstbewußt.

Ehe denn der totale Krieg erklärt ward, hat sich in aller Stille ein Wandlungsprozeß vollzogen, der aus derselben Quelle entstammt wie einst der Reichsberufswettkampf. Der Lehrling und der Jungarbeiter bilden die Avantgarde einer neuen Anschauung von Arbeit und Arbeitertum.



Das ist das Gesicht des Lehrlings, der aus der HJ. hervorgegangen ist und der seine Arbeit treu, unverdrossen und mit Begeisterung tut

Aufnahmen: Krüger-Bavaria, ᛋᛋ-PK.

Wer etwa die Lehrlingswerkstätten der Heinkel-Werke betritt, wird überwältigt sein von dem geschlossenen einheitlichen Bild, das diese Lehrlingschaft bildet. Spruchbänder schmücken die Wände mit riesigen Buchstaben: „Unsere Leistung, unsere He, siegt über Land, siegt über See" oder „Wir denken an Stalingrad".

Die Fabriken sind von innen her erobert und mit neuem Geist durchdrungen worden. Die Fabrik der Systemzeit, als Brutstätte des Kommunismus und des Klassenhasses hat den neuen Werkstätten Platz gemacht und einem neuen Geiste, daß die Fabriken nicht mehr gleich drohenden, finsteren Ungetümen am Rande des bürgerlichen Bewußtseins ragen, sondern Stätten der Produktion sind, Stätten der Arbeitsfreude, der vollwertigen Leistung, die jeden, der dort schafft, mit Selbstbewußtsein erfüllt. Manches muffige Büro, manche Kartei, manche linoleumbedeckte schweigende Aktenstube könnte von diesen Fabriken lernen, in denen die Arbeit das freudigste der Gesichter trägt.



Der Bund der Jungen und Soldaten

Wenn wir dies nebenstehende Bild betrachten, so fällt uns auf, daß es geeignet ist, besser als viele Worte, zu zeigen, welche herzliche Verbundenheit, welches gegenseitige Verstehen und welche Liebe in dem Bund zwischen Jungen und Soldaten liegt.

Der Junge, der Pimpf, der mit seinen Spielen Felder und Wälder bevölkerte und durchtobte, der seinen Wagemut übte im Kriegsspiel, seine Ausdauer bei langen Märschen und seine Gewandtheit an Fels und Baum, sieht mit strahlendem Lächeln zu dem Soldaten auf, an dessen Halse das Ritterkreuz blinkt, als das Zeichen der Tapfersten. Er fühlt sich ihm ganz nahe, er möchte so sein wie jener und sieht in ihm sein großes Ideal.

Und der Soldat, der Schlachtenerfahrene, der Todüberwindende und Gefahrenkennende legt mit brüderlicher Herzlichkeit seinen Arm um die Schulter des Jungen, weil auch er spürt, daß sie zusammengehören, die Jungen und die Soldaten. Er mag fühlen, daß ihr beider Geist aus derselben Wurzel stammt. Das Alter trennt sie nur, denn die Sehnsucht des Jungen geht ja auch nach dem Sturmgeschütz, nach dem Panzer, nach Handgranate und Gewehr.

So wird auch der Soldat einst von Bildern und Vorstellungen erfüllt gewesen sein, von Sehnsüchten und Neigungen, und der Pimpf umgekehrt möchte glauben, daß es nur an der Zeit liegt und nur daran, daß er nicht auch ein Kriegsheld ist, der sich vor dem Feinde bewähren würde.

Ein solches Bild zeigt auf die Gesundheit unserer Rasse und ist ein Ausdruck jener Zufriedenheit, die wir haben dürfen im Glauben an die Unvergänglichkeit unserer deutschen soldatischen männlichen Eigenschaften.

SS-PK.-Aufn.: Kriegsberichter Weill I

Wachtmeister Karl Haag:



Kivimaa ist ein Trapper. Er vermag einer Skispur anzusehen, ob sie von einem finnischen oder deutschen Ski stammt oder ob sie gar ein Bolschewist getreten hat. Er betrachtet sich deren Ränder kritisch und sagt: „Vor zwei Stunden!" oder „Vor drei Tagen ist dieser Skiläufer hier gewesen". Kivimaa hat seinen Leuten einen Kniff beigebracht, wie man den Feind mit Skispuren überlisten kann. Man muß aber die besondere Technik der Stockarbeit beherrschen, und kein Bolschewist wird ahnen können, daß der Läufer in genau der entgegengesetzten Richtung gelaufen ist, wie die Spur anzeigt.

Er fand eine feindliche Skispur, die von vielen hintereinanderfahrenden Läufern benutzt war. Trotzdem fuhr er mit seinem Spähtrupp nicht in dieser Spur. Da wären sie nämlich über kurz oder lang auf Schneeminen geraten. Die Russen verminen immer ihre Spur, um Verfolger aufzuhalten oder durch die Detonation der Mine selbst rechtzeitig vom Herannahen der Finnen unterrichtet zu werden. Für Unteroffizier Kivimaa ist es einfach undenkbar, daß man eine feindliche Skispur benutzen kann. Er hat seine Erfahrungen. Wenn er selbst auf Fernspähtrupp drüben im Rücken des Feindes ist, würde er auch niemandem, außer einem Bolschewisten, raten, seine Spur zu benutzen.

Nur weil der Unteroffizier beim Lauf dauernd seinen Marschkompaß, den er wie eine Armbanduhr am Handgelenk trug, beobachtete, merkte er, daß die Spur langsam eine andere Richtung einschlug. Da wurde er mißtrauisch und schickte seinen besten Skiläufer, den Obergefreiten Peteri, allein vor, der Spur noch etwa einen halben Kilometer zu folgen.

Der alte Lapplandsoldat hatte richtig geschätzt. Kaum war Peteri eine Viertelstunde im dichten Wald verschwunden, in dem man nach fünfzig Metern nichts mehr voneinander sieht, knallte ein dumpfer Schuß, der nur von einem russischen Automatgewehr herrühren konnte. Die Finnen ließen sich sofort nach vorn auf ihre Bretter fallen, wodurch sich die Stiefel aus den Zehenriemen lösten. So warteten sie, in ihren weißen Schneeanzügen vollkommen unsichtbar, was sich weiter ereignen würde. Aber es blieb ruhig.

Da fegte wie ein weißer Blitz Peteri durch die Bäume, blieb, als er seine Kameraden nicht mehr am alten Platze sah, kurz stehen und pfiff leise wie eine Lapplandmaus durch die Zähne. Sofort bekam er die gleiche Antwort, und hinter den Baumstämmen und überschneiten Felsbrocken erhoben sich die Finnen. „Sie wollten uns eine Falle stellen!" meldete er dem Unteroffizier. „Die Spur biegt nach ein paar hundert Metern scharf nach Osten ab und überquert dann einen Sumpf. Als ich ganz sachte an den Waldrand pürschen wollte, um den Sumpf zu übersehen, krachte es schon vom jenseitigen Waldrand. Es muß kein Scharfschütze gewesen sein, denn die Kugel klatschte irgendwo in einen Baum. Die Hunde hatten sicher schon längst das Knirschen meiner Skistöcke gehört und erwarteten mich. Ich warf mich hin, konnte aber drüben nichts erkennen. Auf den Brettern liegend schaufelte ich mich rückwärts durch den Schnee, bis ich einen dicken Baum erreichte. Hier richtete ich mich auf, und ab ging die Post. Sicher suchen sie mich jetzt."

Unteroffizier Klivimaa sprach nach diesem Bericht kein Wort. Jetzt galt es schnell zu handeln. Sofort drehte er sich nach Westen und „Mir nach!" rufend verschwand er in den Bäumen. Er schlug wilde Haken, um den Feind irrezuführen, ihm die Nachsuche zu erschweren, ihn aufzuhalten, damit er inzwischen zurückkehren und Alarm schlagen konnte. Dabei stieß er abermals auf eine feindliche Spur, die noch stärker als die erste benutzt war. Es stand für ihn fest, daß sich hier zwei feindliche Kompanien im Walde herumtreiben. Was sie wollen, ist klar: Die Feldwache ist in höchster Gefahr, von der Übermacht ausgehoben zu werden.

Das alles meldet der Unteroffizier Klivimaa dem Chef der Vorpostenkompanie, Leutnant Mikkola, in kurzen Worten durch den Feldfernsprecher.

In dem entschlossenen Gesicht des Leutnants Mikkola liegt ein ernster Zug, während er nach der Meldung des Unteroffiziers Klivimaa den Hörer auflegt. Ein Blick auf die Uhr sagt ihm, daß es in anderthalb Stunden dunkel wird. Bis dahin muß er mit mindestens siebzig Mann bei der Feldwache sein. Denn voraussichtlich greift der Feind heute abend oder morgen früh an. Bleibt der Angriff der Bolschewisten heute aus, dann wird er selbst sie noch in der Nacht aufstöbern und mit seinem Überfall verwirren. Denn nur durch Überraschung kann er diesen ihm an Zahl doppelt überlegenen Feind schlagen. Dann kommen auch schon klar seine Befehle:

„Erster und dritter Zug machen sich sofort zu einem Unternehmen fertig. Schätzungsweise Dauer zwei Tage. Viel Munition, genügend Verpflegung, Schwedenzelte mit Staböfen und das Funkgerät sind mitzunehmen. So viel wie möglich auf die vier Renntierpulks (bootähnliche Schlitten) verladen. In einer halben Stunde stehen die beiden Züge in Richtung Feldwache abmarschbereit. Zweiter Zug übernimmt als Reserve die Sicherung des Kompanielagers."

Leutnant Mikkola hat dies in seiner ruhigen, aber bestimmten Art zu seinen drei Zugführerfähnrichen gesagt, welche mit ihm in dem Finnenzelt wohnen. Schon flitzen die Melder, und in wenigen Minuten herrscht im Lager eine Bewegung wie in einem Ameisenhaufen.

Dann geht die Meldung des Leutnants Mikkola an das Grenzjägerbataillon, Major Mäkänen billigt die getroffenen Maßnahmen und verspricht baldigst einen Jägerzug die 20 Kilometer zur Feldwache hinaufzuschicken. Dort soll Leutnant Mikkola über ihn verfügen. Der finnische Major läßt sofort die schlanken, feurigen Finnenpferde satteln. Nach einer Stunde fegen die schnellen Pferde den zugefrorenen Fluß hinauf. Sie haben an je zwei Seilen immer vier Skiläufer im Schlepp. Zehn Kilometer geht es im Skijöring auf der „Autobahn" des Flusses, bis die Jäger in den Wald einbiegen müssen, um die Vorpostenkompanie zu erreichen.

Vor dem Sperrholzzelt des Leutnants sind inzwischen die zwei alarmierten Züge angetreten. Am linken Flügel stehen vier Renntiere mit ihren Pulks. Die temperamentvollen Polartiere stoßen mit ihren Geweihen in den Schnee und schlagen mit ihren Hufen nach Renntierflechte, tief unter der weißen Decke. Ab und zu stoßen sie blökende Schreie aus. Um den Bauch tragen sie einen buntgestickten, breiten Gurt, an dessen Unterseite ein jochähnliches Querholz befestigt ist. Ein Riemen aus Renntierleder ist daran geknüpft und läuft zwischen ihren Hinterbeinen zum Pulk.

Dieses kleine Boot aus eisenhartem lappländischem Kiefernholz hat einen buntbemalten Schnabel, der aussieht wie der Bug eines winzigen Wikingerschiffes. Gegen die halbrunde Rückenlehne gestemmt sitzt der Lenker in



Die schlanken, feurigen Finnenpferde jagen den zugefrorenen Fluß hinauf. Sie haben an je zwei Seilen immer vier Skiläufer im Schlepp

diesem eigenartigen Gefährt. Seine beiden Beine hängen über den Rand des mit Zelt, Ofen, Pelzen, Munitionskisten, Lebensmitteln oder Funkgerät beladenen Pulks und steuern ihn in der gewünschten Richtung. Wenn ein Hindernis kommt, muß der Mann schnell seine Beine in das Innere des Pulks einziehen, sonst werden sie ihm weggerissen. Denn das störrische Renntier kümmert sich keinen Deut um das hinter ihm herschlitternde, oft durch die Luft hüpfende Fahrzeug. Die Hauptsache ist ihm, daß es mit seinem großen Geweih zwischen den engstehenden Bäumen hindurchkommt. An dem Pulklenker liegt es, das Bootchen richtig zu steuern, damit es nicht zerschellt. Auf der rasenden Fahrt werden alle Hindernisse genommen, denn das Renntier benimmt sich wie ein Hirsch in freier Wildbahn. Es setzt über Stein, liegende Baumstämme und Gräben. Dies wirkt sich für den Pulkfahrer immer als eine kleine Luftreise aus, bei der er harte Knochen im Leibe haben muß. So geht es auch jetzt im Trab den Berg hinauf, hinter den weißen Jägern her. Diese haben zum gegenseitigen Erkennen gelbe Armbinden über ihre weißen Schneetarnanzüge angelegt, denn auch die Sowjets tragen Schneehemden. Die Renntiere folgen stur den Skiläufern, und die Leitleine des Pulkfahrers braucht kaum in Tätigkeit zu treten.

Bald ist die Feldwache erreicht. Dort meldet Unteroffizier Kivimaa dem Kompaniechef die Abwehrbereitschaft der Feldwache und daß von einem Feindangriff bisher nichts zu bemerken sei.

Starke Sicherungen werden eingeteilt, die alle Stunden abzulösen sind, denn draußen ist es 32 Grad kalt. Aber die Feuerwache unterhält dauernd den Ofen. Die Männer schlafen auf der Fichtenreisigmatratze in ihre Pelze eingehüllt, wie in einem Himmelbett, bis sie zu ihrer Wache aufgerüttelt werden.

Nur ein kleiner Spähtrupp von sieben Mann unter abermaliger Führung des unermüdlichen Unteroffiziers Kivimaa schläft diese Nacht nicht. Sie sind auf Erkundung in der mondhellen Nacht. Leise, unter möglichst wenig Stockarbeit, gleiten sie durch den Wald, verhalten nach einigen Skilängen, lauschen und spähen in die Dämmerung, ob sie nicht einen Schatten oder gar einen Lichtschein sehen.

Die Späher gleiten aus den Skiern und versinken bis zum Bauch im Schnee. Ganz sachte waten sie durch das weiße, kalte Gerinnsel, gewinnen Meter um Meter, bis sie vor sich einen Schatten erkennen: Den Sicherungsposten des feindlichen Lagers, das in einer Mulde liegt.

Schon greifen die Hände nach dem Puukko, dem Dolchmesser, das jeder Finne an der Hüfte trägt. Die Taktik des Winterkrieges, auf Patrouillen alle feindlichen Posten mit dem Puukko zu erstechen, ist ihnen zur grimmigen Gewohnheit geworden. Aber diesmal dürfen sie das Anschleichen, den Sprung und den blitzschnellen Stoß — die Hand auf dem Mund oder an der Kehle des Gegners — nicht wagen. Sie würden ihre Anwesenheit verraten, wenn die Postenablösung käme. So umschleichen sie den Posten, was in dem dichten Wald für sie leicht ist, bis sie eine Kuppe erreicht haben und von hier aus in die kleine Senke sehen können, in der die Roten lagern.

Die haben sich von den Finnen im Winterkrieg die Gewohnheiten des Biwaks im Freien abgeschaut. Da stehen Windschirme aus Zeltbahnen, unter denen sie auf dicken Fichtenpolstern schlafen. Vor der offenen Seite der Windschirme brennen Spaltfeuer. Das sind zwei mit einem Zwischenraum übereinandergelegte, vollkommen ausgetrocknete Baumstämme. Sie geben ein kleines, fast rauchloses Feuer über die ganze Länge des Stammes.

Die finnischen Späher können genau erkennen, daß mehr als 70 Mann in dem Lager biwakieren. Sie führen Granatwerfer, schwere Maschinengewehre und Renntierschlitten mit.

Vorsichtig schleichen die Jäger wieder zurück, bis sie ihre Skier erreicht haben. Dann sieht der Unteroffizier auf seine Uhr. Er hat noch zwei Stunden Zeit, und da will er doch lieber noch einmal einen großen Bogen um das Russenlager schlagen; vielleicht entdeckt er noch mehr Interessantes. Und wirklich, nach wenigen hundert Metern sehen sie wieder einen hellen Schein, der ebenfalls aus einer Talmulde zu kommen scheint. Für ein ungeübtes Auge wäre dieses Merkmal überhaupt nicht zu erkennen gewesen, aber die Finnen sehen es sofort und stehen auch schon, Deckung nehmend, hinter den Baumstämmen.

Fern hören sie das regelmäßige Knirschen des Schnees. Aha! ein russischer Sicherungsposten, der den Fehler macht, hin und her zu trampeln, weil

er wohl fürchtet, kalte Füße zu bekommen. Jetzt ist es wirklich schade, daß der Puukko nicht in Tätigkeit treten kann. Diesen Wildnistölpel könnten sie leicht überrumpeln, denn er hört ja vor dem Lärm, den er verursacht, überhaupt keine Annäherung der Finnen, sondern warnt diese vor ihm. Gefangennehmen kann man ihn leider auch nicht, denn die vielen Spuren würden alles verraten.

Auch dieser Posten wird umgangen und das Lager besichtigt. Es mögen zwei verstärkte Züge sein, die da genau so lagern wie die anderen.

Nun aber ist der Auftrag des Unteroffiziers und seiner Jäger erfüllt. In ihrer alten Spur hetzen sie zurück, antworten leise mit der Parole, als sie angerufen werden, und erstatten Leutnant Mikkola Bericht. Sofort gibt der Chef seine Befehle an die im gleichen Zelt schlafenden Fähnriche: „Sie, Fähnrich Viola, brechen schon um 5 Uhr mit Ihrem Zuge, der durch die Granatwerfer verstärkt wird, nach dem Lager auf und umstellen es von drei Seiten.

Sie, Fähnrich Salo, folgen eine halbe Stunde später und nehmen sich das zweite Lager vor. Führung durch je drei Mann des Spähtrupps. Unteroffizier Kivimaa führt mich bis etwa zu der Stelle, wo sie zuerst ihre Skier abschnallten. Dort bleibe ich mit dem Funktrupp, den Renntieren und Pulks. Jeder Zug läßt einen Melder bei mir. Melder von den Zügen zu mir sind die Spähtruppgänger. Sobald Büchsenlicht ist, wird der Feind angegriffen und vernichtet. Noch eine Frage?" „Was soll mit den Sicherungsposten geschehen?" fragte Fähnrich Viola.

Der Leutnant sagt nur das eine Wort: „Puukko". Alle wissen, was er meint. Dann legen sie sich nieder und schlafen sofort weiter. Sie brauchen ihre Kräfte morgen nötig.

Noch lange bevor der Tag heraufdämmert, wird das Finnenlager abgebrochen. Fähnrich Viola schleicht sich mit seinem Zug an das eine, Fähnrich Salo an das andere Lager der Bolschewisten.

Lautlos werden die feindlichen Posten erledigt und jedes Lager im Halbkreis umstellt. Zur vollkommenen Einkesselung der Feinde sind es zu wenig Finnen. Sie haben sich in den Schnee eingewühlt oder hinter Baumstämmen und in Felsspalten versteckt. Hinter jedem Mann liegen seine Skier feindab im Schnee, die Stöcke daneben. So ist ein schnelles Lösen vom Gegner jederzeit möglich, eine Vorsichtsmaßnahme, die im nordischen Urwaldkrieg unbedingt erforderlich ist.

Der Feind hat von der Bereitstellung der Finnen nichts bemerkt. Die Bolschewisten haben in der Nacht Schnaps getrunken und sind nicht ganz bei Sinnen. Einige von ihnen haben ihren mitgeführten Hartspiritus so lange erhitzt, bis er flüssig wurde. Diesem Sprit gaben sie Schnee bei und brauten sich mit Zucker einen fürchterlich brennenden Grog. So merkten sie nicht, daß der Tod sie anschlich.

Als der erste Feuerüberfall in die Reihen der schlafenden Sowjets kracht, herrscht dort eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Finnen nutzen dies mit sicheren Schüssen zu ihrem Vorteil aus. Sie müssen gut treffen, weil sie dem Gegner an Zahl stark unterlegen sind. Bis sich die Bolschewisten zur Abwehr aufraffen, haben sie schon starke Verluste.

Die Tarnung der Finnen ist so gut, daß die Feinde sie einfach nicht erkennen können. Einige schleichen sich waghalsig bis auf wenige Meter an die Sowjets heran, um sie ganz sicher zu vernichten. Wo ein Russe nur einen Augenblick die Deckung verläßt, trifft ihn unfehlbar eine Kugel. In ihrer Verzweiflung werfen sich die Bolschewisten mit dem Rücken in den Schnee. Halten das Gewehr über sich und schießen irgendwohin in die Gegend. Sie flüchten über den nächsten Berg, hoffen die Finnen abschütteln zu können. Aber diese folgen ihnen lautlos, unsichtbar, mähen einen um den anderen nieder. Mehr als dreißig tote Russen liegen schon in jedem der Lager.

Die beiden sowjetischen Kompanien haben sich auf ihrer Flucht vereinigt. An einem Berghang organisieren sie ihren Widerstand, aber sie können nie recht zu Schuß kommen, weil man höchstens einmal einen weißenSchatten zwischen den Bäumen auftauchen und forthuschen sieht.

Der Wald ist weiß und schweigend. Der Himmel hat sich eingetrübt, und die Finnen sagen einen baldigen Schneesturm voraus. Nur hin und wieder gellt ein Schuß.

Als die Verwundeten versorgt sind und sich die Pulkkolonne, der auch die Gefangenen folgen müssen, zum Marsch durch die aufgewühlte weiße Nacht in Bewegung setzt, sind bald alle Soldaten in den Zelten verschwunden. Nur die Posten stehen hinter schützenden Schneewehen, Felsbrocken und dicken Baumstämmen rings um das Lager in dichter Kette. Die Öfen glühen in den Stoffhäusern, die mit einer meterhohen Schneemauer umgeben sind, damit ihnen der Sturm nichts anhaben kann. Bald sind die warmgemachten Konservendosen ausgelöffelt. Dann hört man nur noch das Heulen des Sturmes und Schnarchtöne der in brunnentiefen Schlaf versunkenen Soldaten.

Grausam fegt der Wind über die Waldberge und wirbelt den Schnee wie einen weißen Vorhang zwischen die Stämme und über die gefallenen Bolschewisten. Wenn man sich gegen den Wind wendet, zerschneidet die messerscharfe Luft, die aus lauter Eiskristallen zu bestehen scheint, das Gesicht. Atmen kann man nur unter dem vorgehaltenen Handschuh.

Diesem Schneesturm müssen die letzten überlebenden, nach Osten flüchtenden Sowjets ohne Skier im hüfthohen Schnee entgegenmarschieren. Sie haben keine Wärme, keine Nahrung und keine Waffen mehr. Ihr Schicksal wird sich in dieser Nacht der Urgewalten einer unerbittlichen Natur bedingungslos erfüllen.

Die Hände greifen nach dem Puukko, dem Dolchmesser, das jeder Finne an der Hüfte trägt. Lautlos werden die Posten erledigt



Zeichnungen: Walter Rieck

Das 1×1 unserer Zeit

Die Schulen sind leer, aber der Geist ist nicht tot, möchte man sagen, wenn man vom Luftwaffeneinsatz der oberen Klassen der höheren Schulen hört.
Die feindliche Umwelt möchte uns einreden, daß es mit unseren alten sicheren Tugenden abwärts geht, daß das Volk der Dichter und Denker seinen Ruhm verloren, daß unsere Zeit nivelliere, Begabungen unterdrücke und eine gründliche geistige Ausbildung unmöglich mache.
Wir wissen wohl, daß eine solche Anordnung den geregelten Schulbetrieb auflöst, eine gründliche schulische Ausbildung herabmindert, aber wir wissen auch, daß zu dieser Anordnung uns die Situation zwingt und daß im Gegenteil niemals der Drang der Jugend, sich auszubilden, sich unterrichten zu lassen und sich Wissen anzueignen, höher als jetzt war.
Unsere alten sicheren Tugenden sind nicht untergegangen, aber die Zeit gibt uns andere Aufgaben. Sie sagt uns, daß es wichtiger ist, den Krieg zu gewinnen und um diesen Preis einige Nachteile in Kauf zu nehmen, die wir nach dem Siege mit erhöhtem Eifer ausgleichen wollen.
Was würde es uns nützen, lateinisch reden zu können, wenn wir den Krieg verloren haben? Unsere Zeit gibt uns



ein höheres Einmaleins. Diesem Einmaleins unterwerfen wir uns, weil wir wissen, daß es um alles geht.

Majore, die mit diesen jungen Luftwaffenhelfern nun das soldatische Schulwissen exerzieren, sagen mit Überraschung und mit Freude, wie beglückt sie sind, ihre alten Flaksoldaten durch eine so lebendige, frische und aufnahmebereite Mannschaft ablösen zu können. Die Luftwaffenhelfer der höheren Schulen bringen Einsatzfreude mit, geistige Beweglichkeit und die Begabung, schnell zu erfassen, worum es geht. Einer der Majore, mit denen wir sprachen, sagte uns, daß er in einer kürzeren Frist, als er je zu hoffen wagte, seine alten Soldaten an die Front abgeben kann, weil die jungen Helfer sich das zu Erlernende blitzschnell und spielend aneignen. Wir wollen den Krieg gewinnen und wir wollen auf allen Gebieten des Lebens, der Technik, der Wissenschaft unsere führende Stellung behaupten. Wir sind überzeugt, daß uns das glücken wird, weil unsere Grundeinstellung unantastbar und dieselbe geblieben ist. Wir schätzen die geistigen Berufe und den Wert einer Schule und eines wahren Wissens nicht geringer ein, ja wir glauben, daß wir darin noch viel mehr tun müssen als bisher, weil das siegreiche Deutschland mehr als bisher seine intelligenten Kräfte braucht.

Legen wir den Homer für eine Weile in die Ecke, denn so groß wie die griechische Heldengeschichte ist die deutsche Heldengeschichte der Gegenwart. Verzichten wir auf Algebra und Mathematik und üben wir uns an der Mathematik der Entfernungsschätzer, der optischen Geräte und des Zielfernrohres. Es kommt die Zeit, da wir wieder tun können was wir wollen und wozu es uns treibt.



Ablösung vor!

Eines der schönsten Aufgabengebiete der Jugend, die sie mit tiefer Befriedigung erfüllen muß, ist es, dort einzuspringen, wo man einen Soldaten, einen Arbeiter und einen Mann ersetzen kann, der durch diese Ablösung für die Front frei gemacht wird. Wir wollen nicht behaupten, daß ein junger Mensch dies an allen Stellen ohne Einbuße für die Arbeit selbst tun kann. Doch gibt uns die Zeit ja den Maßstab für den Wert aller Dinge selbst, und es kann nicht mehr erreicht werden, als einen Mann abzulösen, auf daß er als Soldat am wichtigsten Platz steht, den ein Deutscher einnehmen kann. —



Die jungen Luftwaffenhelfer werden in allen Gebieten des modernen Nachrichtenwesens ausgebildet und lernen selbst mit Leitungen, Feldfernsprechern und sonstigen technischen Einrichtungen umgehen

Aufnahmen: Tschira-Bilderdienst, Emde, Atlantic (2)



Oberbannführer Hauptmann Hein, der vom Reichsjugendführer als Inspekteur der Wehrertüchtigungslager eingesetzt ist, hat ein solches Lager besucht und übernimmt selbst den Unterricht am Sandkasten, in dem sich militärisch-taktische Vorgänge am besten darstellen lassen. Die Jungen sind alle bei der Sache und nehmen diesen Unterricht als den dringendsten und wichtigsten, den sie heute überhaupt genießen können

Husarenritt über den KANAL

„La Paloma" — „Fünfhunderter"-Bomben mitten in den Schichtwechsel

PK. Wie der Blitz aus heiterem Himmel überfallen deutsche Kampfflugzeuge in schneidigen Tageszerstörereinsätzen immer wieder kriegswichtige englische Punktziele. Unter Überrumpelung der Abwehr, heißt es überraschend aus den Wolken zu stoßen und mit wohlgezieltem Bombenwurf die Schwerpunkte eines Werkes vernichtend zu treffen. Für mehrere erfolgreiche Zerstörereinsätze wurde dieser Tage Oberleutnant S., einer unserer erfolgreichsten Englandflieger, mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet.

„Immer fesch, dunkel für den Abend und hell für den Tag", lacht Oberleutnant S. und zeigt von seinem schwarz überpinselten Nachtkampfflugzeug auf seine mit hellem Tarnansprich überspritzte Do 217, die das Bodenpersonal scherzhaft „La Paloma" taufte. Wie der erfolgreiche Jäger gern seine vertraute Waffe zeigt, so präsentiert uns der Oberleutnant seine beiden Kampfflugzeuge, die ihm mehr bedeuten als Flugzeuge schlechthin. Hinter ihren Steuerknüppeln flog er fast siebzigmal gegen England. Das ist knapp ein Drittel aller seiner Feindflüge über anderen Kriegsschauplätzen. Gerade bringt der Portalkran einen neuen Motor, denn als die „Paloma" letzthin landete, stand die rechte Latte, und eine gelungene Einmotorenlandung war der Abschluß des „Husarenrittes" nach C. „War ein toller Flug", fährt der Oberleutnant fort. „Hier sieht man noch im Leitwerk die Flaktreffer. Beinahe hätten sie mich runtergeholt. Aber solange die treue Taube noch kriegerisch brummt, hat es keine Not. Unter Ausnutzung der günstigen Wolkendecke hatten wir uns ungesehen über die Insel gemogelt. Nun jagten wir dahin über die Hecken und Äcker Ostenglands. Ein Bauer sah uns beim Pflügen nach, wie wir mit vierfacher D-Zug-Geschwindigkeit über sein Feld hetzten. Dörfer, Barackenlager, Landsitze, Straßenkreuzungen . . . blitzartig fegte die feindliche Landschaft unter den Scheiben unserer Bugkanzel dahin. In wenigen Minuten mußten wir an dem Zerstörerziel sein. Es war wie ein Wettrennen zwischen der zu erwartenden Alarmauslösung und dem Angriff. Vorsicht — Hochspannung! — warnte mein Beobachter. Einnebelung des wichtigen Werkes, dessen Luftbild ich mir genau eingeprägt hatte. Vor uns am Boden plötzlich ein Dutzend hellgraue Riesenpilze, Sperrballone, die sich friedlich an ihren Füllflaschen vollsaugten. Dahinter die typische Arbeitersiedlung! Und dann sind wir über dem Werk. Es muß gerade Schichtwechsel sein, denn in allen Fabrikhöfen und in den angrenzenden Straßen kribbelt es von Menschen, dazwischen Omnibusse, Radfahrer und Fuhrwerke. Zwischen den Schloten entdeckte ich dann das Kesselhaus und die große Fertigungshalle. Steilkurve — und im Zielanflug zurück. Ruhig anvisiert . . . dann drücke ich auf den Auslöserknopf. Nichts — Kruzitürken, denke ich, so eine Mordsschweinerei. Da immer noch keine Flak schießt, versuche ich einen zweiten Anflug, aber keine Bombe fällt.

Jetzt wird es in den Straßen lebendig. Die Alarmsirenen werden von beiden Motoren überbrüllt. Unter mir sehe ich die Menschen um ihr Leben laufen, strahlenförmig auf die Luftschutzkeller zu, vor deren Eingängen sich dicke Knäuel stauen. Schon quillt der erste Nebel auf, da versuche ich den letzten Anflug auf das Herz des Werkes, reiße über dem Ziel den Bombennotzug, und alle „Fünfhunderter" fallen auf einen Schlag aus dem Schacht.

Jäger im Anflug — ruft mein Funker. Da zerreißen die mit Verzögerung geworfenen Bomben die Mauern, alles in Qualm, Feuer und wirbelnden Schutt hüllend. Jetzt aber fort! Ich schiebe „Volle Kampfleistung" rein. Das ist gleichsam „Pfeffer" unter den Schwanz meiner paar tausend Motorpferdchen, und pfeifend wie ein Projektil zieht die erleichterte Maschine in die schützenden Wolken. Wir atmeten auf, denn der ersten Spitfire waren wir entwischt. Doch die Freude war von kurzer Dauer. Aber: Knüppel an den Bauch, Hoppla und weiter. Plötzlich sind wir über einer unbekannten Kleinstadt. In dem Straßengewirr winken die Menschen. Auf einem Balkon sehe ich noch ein Mädchen. Es schwenkt ein weißes Tuch. Autos und Fuhrwerke rollen unter uns friedlich ihres Weges. Also immer noch kein Alarm! Achtung, links vor uns Funkmasten. Das ist wieder die Stimme des Beobachters. Schnittig fegt unsere Dornier um das Hindernis herum. Wir überholen einen Güterzug, und dann sehen wir im Dunst das Wasser. Die Themsemündung ist erreicht. Schon steht plötzlich vor uns ein Kanonenboot. Instinktiv wackele ich leutselig, und die alten Sailors lassen sich täuschen. Flugzeugtypenkunde war sicherlich nicht ihre stärkste Seite. Da konnten sie von den Flakkanonieren lernen, deren Leuchtspurgeschosse uns kurz darauf umsprühten. Sie schützen einen Jägerplatz, den wir im rasenden Tiefflug überflogen. Das war ein Stich ins Wespennest. Sieben Spitfire standen am Platzrand. Im Tiefflug, jedes Wäldchen, jeden Hügel als Deckung ausnutzend, strichen wir ab. Plötzlich knallte der rechte Motor, schüttelte und dann stand die Latte. Ich riß den Tanknotgriff, worauf nahezu 1000 Liter Benzin wie eine weiße Fahne hinter uns zerstäubten. Das erleichterte unsere „kriegerische Taube", deren letzter Motor uns dann doch glücklich über den Kanal heimwärts zog. Wie anerkennend klopfte dabei der Oberleutnant das breite graue Blatt der Luftschraube, wie man den Hals eines treuen Tieres klopft, mit dem man Not und Gefahr teilte und mit dem auch etwas wie Kameradschaft verbindet.

Kriegsberichter Günter Niemeyer

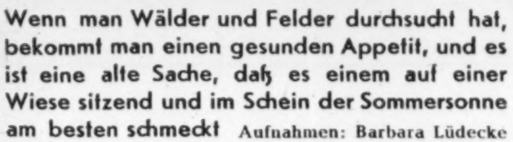
Musterung IN DER Natur

DURCHGEFÜHRT VON JUNGMÄDELN AUS DEM HOCHLAND



Man kann bei dieser nützlichen und praktischen Tätigkeit sogar seine botanischen Kenntnisse erweitern und überdies, wie es in der Art der Jungmädel liegt, sich an der Schönheit der Natur erfreuen

Jungmädel umschweifen die Feld- und Waldreviere, um die Kräuter zu sammeln, die für den deutschen Haushalt und die deutsche Industrie besonders wichtig geworden sind



Wenn man Wälder und Felder durchsucht hat, bekommt man einen gesunden Appetit, und es ist eine alte Sache, daß es einem auf einer Wiese sitzend und im Schein der Sommersonne am besten schmeckt Aufnahmen: Barbara Lüdecke







Aufnahmen: Scherl, Kempter-Bavaria

Der Marsch der Treue

Am Geburtstag des Führers tritt ein neuer Jahrgang in die Reihen der Hitler-Jugend, und die Vierzehnjährigen treten vom Jungvolk zur Hitler-Jugend über. Dieser Tag zeigt wie immer die ideelle Festigkeit der Hitler-Jugend. So wie sie einst in Zeiten des Friedens ihren Marsch der Treue zum Führer durchführte, befindet sich die gesamte Jugend Deutschlands in einem ewigen Marsch der Treue.

Der neue Jahrgang

Wir können den Gehalt des feierlichen Tages der Übernahme der Zehnjährigen und der Aufnahme der Vierzehnjährigen in die Hitler-Jugend nicht besser unterzeichnen als durch einen Brief, den ein Soldat und Vater für diesen Tag an seinen Sohn geschrieben hat. Es ist der Brief des Pg. Erich Dietze, der als Ratsherr der Stadt Naumburg und als Gefreiter in einem Infanterieregiment im Osten an dem Tage starb, als der nachfolgende Brief bei seiner Frau und seinen Kindern eintraf:

Meine lieben Kinder, und besonders Du, mein lieber Alfred!

Heute, am Geburtstag Deiner Mutter, will ich Dir, mein lieber Alfred, herzlichst zu Deinem Geburtstag gratulieren und Dir und Euch einige Worte mit auf den Weg geben, die Ihr Euch immer vor Augen halten sollt, und besonders sollt Ihr jeweils an Euerm 11. Geburtstag den Brief vorholen und Euch durchlesen. Denn es kann sein, daß ich nicht bei Euch sein kann. Aber Ihr alle wollt doch richtige, echte deutsche Jungens oder Mädels werden. Und so gelten die Worte, die ich heute Alfred schreibe, für Euch alle, wenn Ihr so alt geworden seid, daß Ihr sie auch ganz verstehen könnt.

Du, mein lieber, großer Alfred, wirst am 26. April zehn Jahre alt! Und am Geburtstag des Führers wirst Du in das Jungvolk eintreten. Du bringst damit Dich selbst zum Führer und gelobst ihm nun von diesem Zeitpunkt an unwandelbare Treue und Liebe. Jetzt kommen ernste Pflichten an Dich. Nimm den Dienst im Jungvolk nicht leicht. Es ist alles weniger als ein Vergnügen. Verzicht bringt der Dienst mit sich auf viele Stunden, die Du sonst verspielen könntest. Aber immer mußt Du Dir vor Augen halten, daß dieser Dienst dazu dient, um Dich zu stählen und fähig zu machen für die Aufgaben, die später an Euch herantreten, wenn Ihr Männer geworden seid. Seid stolz darauf, dem Führer dienen zu können, so wie Euer Vater stolz darauf ist, im Frieden und Krieg dem Führer nach Kräften gedient zu haben. Denkt nicht an Euch und Euern Vorteil. Es kommt nicht an auf Auszeichnungen und Beförderungen. Es kommt nur darauf an, daß jeder seine Pflicht tut, ohne dafür Belohnung zu erwarten. Und Euern Vorteil zu suchen ist Eurer unwürdig. Immer kommt die Pflicht und die Aufgabe an erster Stelle. Wer aber ehrlich im Leben seine Pflicht tut, wie er sie dem Führer und dem deutschen Volk schuldet, der wird auch im Leben den Platz einnehmen, der ihm gehört. Ihr werdet es vielleicht leichter haben in Euerm Leben als wir, Eure Väter. So haltet Euch einmal vor Augen, was Euer Großvater und auch Euer Vater und Eure Mutter geopfert haben und haben kämpfen müssen, um Euch das zu erkämpfen, was Ihr später haben werdet. Dann werdet Ihr Euer Erbe nicht leichtsinnig vergeuden, sondern arbeiten, um es zu mehren, und das deutsche Volk auch wirklich unangreifbar für alle Zeiten zu machen.

Daß Euer Großvater das Höchste opfern mußte, wißt Ihr. Erst kostete der erste Weltkrieg seine Gesundheit, dann sein Leben. Ich habe schon als Junge, kaum älter als Ihr, den glühenden Wunsch gehabt, helfen zu müssen im Lebenskampf des deutschen Volkes. So habe ich im vorigen Kriege meine Jungenspflicht im Hilfsdienst getan und sogar einen Orden dafür bekommen. Dann brach das alte Reich zusammen. Ich habe dann mich gegen die rote Flut eingesetzt in der technischen Nothilfe und im Freikorps Thüringen. Als Student war ich Soldat, um jederzeit auch mit der Waffe in der Hand voll meinem Volke dienen zu können. Ich habe glühenden Herzens und zu Tode enttäuscht den Putsch vom 9. November 1923 in München mit erlebt, unmittelbar an der Feldherrnhalle. Ich habe nachher in den nächsten Jahren für meine Existenz und Ausbildung sorgen müssen und dabei trotz Knebelung durch den roten Preußischen Staat — ich war ja damals Beamter, als Referendar — meine Pflicht getan. Längst vor meinem Eintritt in die Partei im Jahre 1931 habe ich für die Partei gearbeitet. Und seit meinem Eintritt habe ich mir in der Kampfzeit und auch nach der Machtübernahme manche Nacht um die Ohren geschlagen. Auch Eure Mutter hat damals wenig von mir gehabt. Und nun ist Krieg! Es war für mich selbstverständlich, daß ich mit mußte. Erst durfte ich nicht, weil andere Aufgaben wichtiger waren, obwohl ich mich am ersten Kriegstage freiwillig meldete. Dann gelang es mir, eingezogen zu werden. Man wollte es mir bequem machen. Ich habe das abgelehnt. Es kommt gerade darauf an, daß der, der im Frieden zu führen hat, im Kriege auch in der Lage ist, an härtester Stelle, nämlich als einfacher Infanterist in vorderster Linie seine Pflicht zu tun. Hier gibt es keine Romantik. Der Krieg zeigt mir sein häßlichstes Gesicht. Keine Belohnung oder Auszeichnung tritt ein, denn alle halten ja dasselbe aus und müßten alle dafür das gleiche haben. Hier gibt es nur Verzicht und nochmals Verzicht auf alles. Und hier allein, an dieser Stelle allein zeigt sich, ob Deine Liebe zum deutschen Volke, Dein ganzer Idealismus echt war. Wer hier nicht versagt, der wird gefestigt sein für sein Leben und wird bestehen können vor denen, die er führt und vor seinen Mitbürgern. Ich habe also alle Konsequenzen aus meiner Stellung gezogen, und so unbedingt sollt auch Ihr handeln. Ihr sollt keine Musterknaben, sondern echte Jungens werden. Ihr werdet es sein, wenn Ihr fröhlich Eure Pflicht tut, auch wenn es Euch hart ankommt.

Und nun lebt wohl. Euer Vati hätte Euch noch viel zu sagen, hat aber kein Briefpapier mehr.

Und noch eins: Haltet alle immer wie Pech und Schwefel zusammen. Habt Euch lieb und vor allem eins: macht Eurer Mutti keine Sorgen und macht ihr das Leben so leicht wie möglich. Das gehört auch zu Eurer Pflicht!

Es grüßt Dich, lieber Alfred, und Euch alle, die Mutti und Oma an der Spitze

Euer treuer Vati.

Die italienische Reise

Erholungsbedürftige Kinder aus dem Gau München werden von der NS.-Volkswohlfahrt nach Italien verschickt



Welches Erlebnis, unter südlichen Palmen einen fröhlichen Brief an die Eltern zu Hause schreiben zu dürfen, in dem die Herrlichkeit Italiens und die Schönheit ihres Aufenthaltes in beredten Worten zum Ausdruck kommt



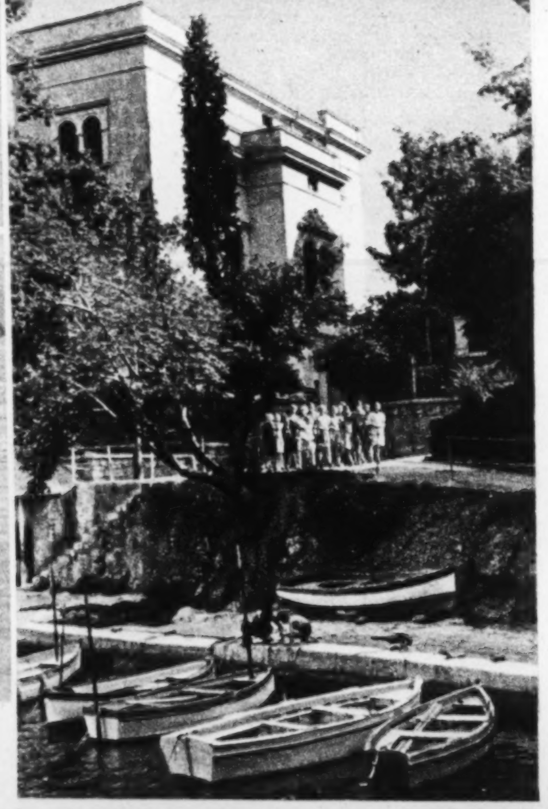
Auf einer sonnigen Terrasse mit einem weiten Blick über die Adria veranstalten die Jungen ein kleines Flötenkonzert, das ihre ganze Behaglichkeit am besten ausdrückt

An Villen und schönen Gärten vorbei führt allmorgendlich der Weg der Münchener Kinder zum Meere, zum Baden

Die Jungen halten Ausschau nach Muscheln. Im Hintergrund die von Zypressen umstandenen malerischen Villen vor dem ansteigenden Gebirge

Aufnahmen: NSV.-Bildarchiv (9)





Unvergeßlich schön und voller Geheimnis hoben sich aus dem Dunkel des Meeres die honiggelben Lichter der Fischerboote heraus, schaukelten leise hin und her und mit ihnen ihre Reflexe im Wasser. Der Scheinwerfer des Omnibusses warf kleine tastende Lichtflecke in die Nacht. Ein leuchtendweißer Torbogen wurde hell und verschwand wieder in der Dunkelheit, ein schmaler hoher Baum — wohl eine Zypresse — war für den Bruchteil einer Sekunde zu erkennen. Trotz aller Müdigkeit waren die Sinne überwach, die Augen bohrten sich in die Finsternis, um das fremde Land, um diese fremde Stadt, die für Tage und Wochen nun unsere Heimat sein sollte, schon jetzt in uns aufzunehmen. Doch zu eilig war das Licht des Scheinwerfers, und es blieb uns nichts als die sehnsüchtige Kraft unserer Vorstellung. Das war unsere nächtliche Fahrt durch Abbazia und Laurana, das war die erste Begegnung mit der blauen Adria. Und mit der über dem glänzenden Meer aufgehenden Morgensonne begann der erste Tag dieses südlichen Märchens: die übermächtige Flut des Lichtes, Zitronen- und Lorbeerhaine, kleinen Lustschlössern gleich leuchtendweiße Villen an der felsigen Küste des Meeres, von dunklen Zypressen umrahmt, der Hafen, selbst immer erfüllt mit unwiderstehlich lockender Unergründlichkeit, mit seinen Schiffen und Tauen und Netzen, mit den dunkelhäutigen Fischern, die mit fremder Zunge zueinander sprachen. Wenn sie lachten, blitzten ihre Zähne so hell wie das Weiß ihrer glänzenden Augen. Man sage nicht, die Kinder seien noch zu klein und unverständig, um die Größe und Schönheit eines solchen Erlebens ganz zu erfassen. Es ist vielmehr so, daß die Eindrücke, in diesen Jahren des Kindseins aufgenommen, über dem ganzen Leben stehen als ein großes Glück.
Aber unsere Buben und Mädel, diese 9—14jährigen Globetrotter, sind nun alles andere als kleine Märchenprinzen oder -prinzessinnen auf der Erbse. Sie haben eine durchaus herzhafte Art, fremde Lebensverhältnisse zu den ihren zu machen. „Pfundig", sagten



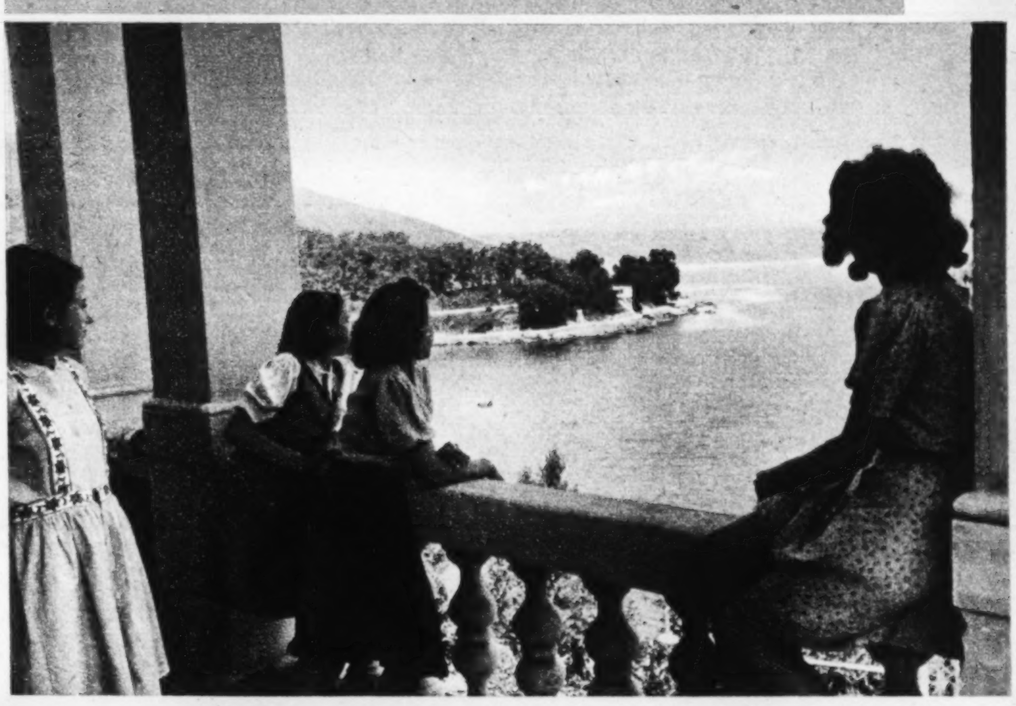
Puste ausgeht. Könige sind sie und Fürsten und Räuber. Dann sitzen sie in „ihren Villen" mit Glück in den Augen und Kohldampf im Bauch „und sie erheben die Hände zu lecker bereitetem Mahle". Der Clou ist jeweils die gehäufte Schüssel Obst oder Kompott zum Nachtisch; dabei werden bereits ganz heimlich die Gürtel um ein oder zwei Löcher weiter geschnallt. Heimweh? Entrüstetes, schallendes Nein — man schämt sich ein wenig, daß man überhaupt wagte, danach zu fragen. Hier bleiben möchten sie gleich ein paar Monate, zumindest aber im nächsten Jahr wieder mit von der Partie sein. Daß sie die Eltern nicht vergessen, sondern diese viel-mehr als stille Teilhaber zu allem und jedem heranziehen, davon spricht die Ausführlichkeit ihrer heimwärts gerichteten Briefe. Zudem haben sie auch hier selbst eine kleine Mutter. Ebenso bewährte und energische wie vergnügte NSV.-Kindergärtnerinnen führen hier getreulich ihr Regiment, daß alles seine Ordnung und seinen rechten Gang hat. Mit all ihren kleinen Sorgen und Freuden kommen sie zu ihr, und sie weiß für ihre jungen Kameraden auch immer einen Rat und eine Hilfe.
Eins sagt ihnen ganz besonders zu. Wie sie selbst, die hier zur Erholung und Kräftigung herkamen, wohnen

(Fortsetzung Seite 22)

Die Mädchen ziehen in sommerlichem Zuge über die palmenbestandene Straße zum Meer

Bild Mitte: Aus ihrem Heim in Ica sehen die deutschen Mädchen voll tiefer Freude über das Wunder des blauen südlichen Meeres

die Buben und boxten sich vor Freude. Die Mädel aber strahlten über beide Bäckchen, und sie banden sich des morgens am Toilettenspiegel ihre Haarschleifen mit größter Sorgfalt. Sie alle quirlten hin und her, hatten tausend Fragen und waren bald ganz zu Hause. Das erste war der Spaziergang zum Meer, ach, die letzte Strecke liefen sie — sie konnten es in überschäumender Ungeduld nicht mehr erwarten, ihm nahe zu sein, seinen Atem zu fühlen und am liebsten sich gleich in seine Wellen zu stürzen. Doch erst mußte der Arzt noch sein Wort gesprochen haben. Und das ist dann das Schönste jeden Tag — das Baden. Wie warm ist das Wasser und wie herrlich, wenn Wellengang ist. Und manchmal spucken sie, wenn ihnen gerade eine so recht salzige Prise in den Rachen kommt. Wilde Reiterkämpfe werden bestanden und Wettschwimmen gemacht und Wasserschlachten, daß einem die







Die Jungen haben sich mit den italienischen Fischern angefreundet, wenn auch ihre ganze Unterhaltung nur aus non capito — ich verstehe nicht — besteht

Eine besondere Freude war es für die Pimpfe aus dem Gebiet Hochland, daß sie in Italien mit deutschen Soldaten zusammentrafen, die ihnen natürlich von ihren Erlebnissen berichten mußten

Bild links:
Der Morgenspaziergang an der Adria ist stets ein besonderes Vergnügen. Die Natur hat alle Schönheiten aufgeboten, um ein Paradies zu schaffen, in dem die Jungen aus den süddeutschen Bergen sich wohlfühlen können

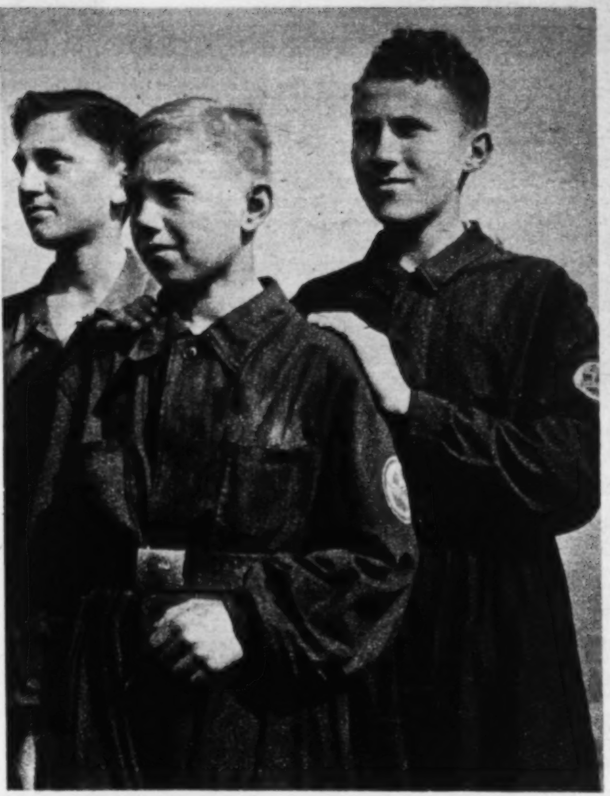


Der Arbeit junge Soldaten.

Mit offenem, klarem Blick, mit wachem Verstand und mit schneller Auffassungsgabe sitzen die Jungen in der Werkschule und nehmen alles auf, was in ihrem Beruf zu wissen erforderlich ist. Der deutsche Facharbeiter ist in der Welt zu einem Begriff geworden, und das „Made in Germany", von den Engländern einst gedacht als eine Abstempelung, die vom Kauf abschrecken sollte, ist zu einer Ehrenbezeichnung geworden, die sich in der ganzen Welt durchgesetzt hat. Das Verdienst kommt dem deutschen Facharbeiter zu.

Daß er nicht schlechter werden wird, sondern daß die Ausbildung einer guten Facharbeiterschaft weiter vorwärtsgetrieben wird, beweisen die überall in Deutschland bestehenden Lehrlingsheime und Lehrlingsausbildungsstätten, in denen unsere Jungen ihren Beruf kennenlernen.

Gerade jetzt im Kriege müssen wir Leistung gegen Zahl setzen. Die sowjetischen Roboterfabriken fabrizieren am laufenden Band und unter Ausnutzung der Menschenkraft, die in diesem riesigen Lande zur Verfügung steht. Wir setzen dagegen die Leistung. Die Güte unserer Waffen und unserer Produktion wird im Siege über Sowjetrußland einen neuen Triumph feiern. Diese Lehrlinge macht uns niemand nach!



Aufeinander verschworene Kameraden, die zusammenhalten wie Pech und Schwefel, Kerle mit Tatendrang und Fröhlichkeit, so sehen wir die Lehrlinge unserer Tage. Ihre Werkmannskleidung ist ihr Ehrenkleid





Aufnahmen: Gollner (3)

Wo versank VINETA?

Joachim Nettelbeck, der berühmte Verteidiger Kolbergs im Jahre 1807, erzählt in seiner selbstverfaßten Lebensgeschichte, wie er einst bei einer stürmischen Fahrt über die Ostsee an der Insel Usedom auf Strand geraten sei, und zwar ausgerechnet an der Stelle, die von den Ostseeschiffern mit abergläubischer Furcht gemieden wurde, weil dort die Stadt Vineta in den Wellen untergegangen sei. Niemand wußte Genaueres über diese sagenhafte Stadt des Nordens. Aber gerade darum spannen sich um den seltsam klingenden Namen seltsame Geschichten, von Mund zu Mund überliefert. Und jeder, der diese Sagen kannte und weiterberichtete, war überzeugt, daß am Anfang der durch die Jahrhunderte zurückgehenden Überlieferungskette wirklich die Stadt gestanden hatte, die Märchenstadt Vineta und ihr unergründliches Schicksal.

Der brave Nettelbeck war nun nicht der Mann, derartige „Märchen" so mir nichts dir nichts hinzunehmen. Es entsprach vielmehr durchaus seinem Charakter, wenn er, ungeachtet der mißlichen Umstände, die ihm die Gelegenheit dazu verschafften, jener Vineta-Sage auf seine Weise auf den Grund zu gehen versuchte. Eine versunkene Stadt? Dann müssen auf alle Fälle irgendwelche Überreste von Häusern, Mauern und dergleichen da sein! Und tatsächlich: Als Nettelbeck, der über den Bootsrand in das flache Wasser geklettert war, den Meeresgrund ein wenig untersuchte, stellte er fest, daß der Boden an der Stelle, wo sein Schiff festlag, aus grobem Sand, mit einzelnen Brocken von Dachziegeln vermischt, bestand.

Sollte das auf eine versunkene Stadt hindeuten? Bei nüchternem Nachdenken kam Nettelbeck zu der Überzeugung, daß dem nicht so wäre. Vielmehr sei hier wohl irgendwann einmal ein Schiff, das Ziegel geladen hatte, gestrandet und habe ein Quantum davon zu seiner Erleichterung über Bord geworfen.

Es ist nicht ausgemacht, ob das, was der alte Seebär für Dachziegel gehalten hatte, in Wirklichkeit nicht doch Anzeichen für eine frühgeschichtliche Siedlung, das heißt also die üblichen Tonscherben, waren; daß es sich jedoch nicht um Reste der Stadt Vineta handeln konnte, diese Feststellung Nettelbecks ist dann von der neuzeitlichen Vineta-Forschung insofern bestätigt worden, als im Laufe der Zeit zunächst wenigstens das eine mit Bestimmtheit nachgewiesen werden konnte: Vineta lag nicht an der Küste von Usedom!

Jedoch: hat es die Sagenstadt überhaupt gegeben? Diese Frage konnte erst beantwortet werden, wenn es gelang, an einer der vermuteten Stellen wirklich Reste einer Stadt zu finden. Denn die alten Chroniken sprachen ja nicht von irgendeiner „Ansiedlung". Nein: sie berichteten übereinstimmend von einer gewaltigen Handelsstadt, deren Bewohner es „an keiner Annehmlichkeit gebrach"; erzählten von dem Wohnsitz kühner Wikinger, die von hier aus mit Phöniziern, Griechen und Arabern in Handelsbeziehungen standen, und die, wie aus einer Handelsvertragsurkunde des Jahres 941 hervorgeht, in Byzanz sogar ein regelrechtes Konsulat zur Wahrung ihrer Interessen unterhielten.

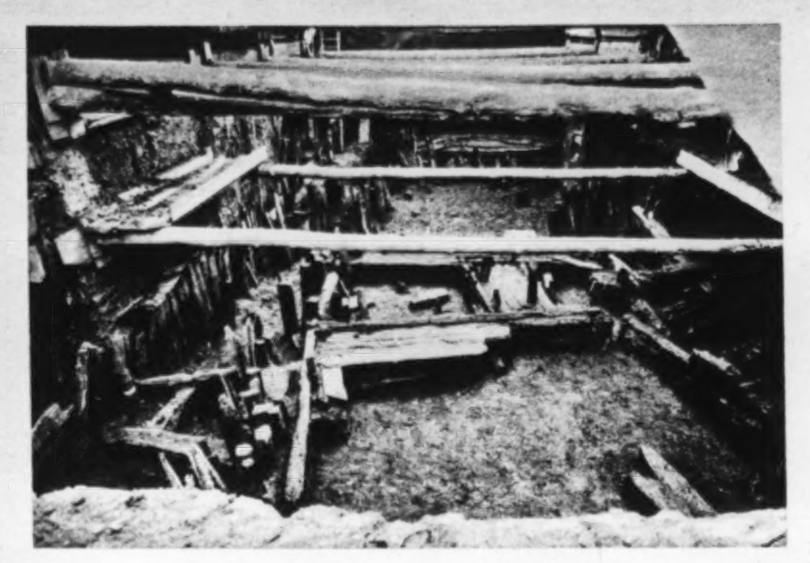
Ja, wo lag Vineta? Und wie versank es? Stimmt es, was die Sage erzählt und wovon die Dichter singen, daß eines Tages über die reiche Stadt und ihre im Wohlleben schwelgenden Bewohner das Strafgericht Gottes hereinbrach, daß eine gewaltige Sturmflut alles in die Tiefe riß?

Als man sich mit der Frage, wo das sagenhafte Vineta wohl gelegen habe, ernsthafter zu beschäftigen begann, erging es der Wikingerstadt fast wie dem griechischen Dichter Homer, der den Untergang Trojas und die Irrfahrten des Odysseus besungen hat. Bei ihm stritten sich bekanntlich sieben Städte darum, ihn hervorgebracht zu haben. Genau so erhoben nun fast sämtliche Ostseebäder Anspruch darauf, ehedem Vineta gewesen zu sein.

Dann aber war es der berühmte Rudolf Virchow, der als erster darauf hinwies, alle Anzeichen sprächen dafür, daß Vineta auf der Insel Wollin, und zwar unmittelbar da, wo jetzt das Städtchen gleichen Namens liegt, gestanden haben müsse. Und so begann man denn zu graben. In der Umgebung des Städtchens sowohl als auch direkt auf dem Marktplatz von Wollin ging man metertief in die Erde. Und das Ergebnis war dann auch verblüffend genug: nicht auf dem Meeresgrund, sondern unter einer Anzahl übereinanderliegender Siedlungsschichten kam das alte germanische Vineta — das heißt: kamen Überreste davon — zum Vorschein.

Besondere Überraschungen brachten die Ausgrabungen am sogenannten Silberberg bei Wollin, von dem die Sage ging, daß hier die Glocken von Vineta vergraben seien. Nun, die Glocken fand man nicht, wohl aber große Mengen Silber, einen erheblichen Teil davon in alten Münzen, Münzen mit dem Bilde des Kaisers Konstantin von Byzanz, aber auch arabische Münzen mit dem Namen des Propheten darauf. Ein anderer Teil des Schatzes bestand aus sogenanntem Hacksilber, wie es ehedem im Osten Europas als Tauschmittel verwendet wurde.

Dieser Silberschatz nun brachte die Gewißheit, daß es sich dabei um ein regelrechtes Depot für kriegerische Zeiten gehandelt haben



müsse! Und als man schließlich auch umfangreiche Befestigungsanlagen freilegte, löste sich auch die Frage, wie wohl Vineta „untergegangen" sei: nicht durch eine Sturmflut, dafür lag es zu günstig. Vielmehr ist die reiche Stadt im 11. und 12. Jahrhundert im Kampfe mit den mächtigen Dänenkönigen zerstört worden.

Hans Knothe

Aufnahmen: Techno-Photographisches Institut Potsdam, Werkfoto Siemens

Mitten auf dem Marktplatz des Städtchens Wollin hat man 6 Meter unter dem Pflaster die Ruinen der einst so berühmten Stadt Vineta ausgegraben

60 Jahre elektrische Straßenbeleuchtung in Berlin

Auf unserm Gefechtsstand herrschte große Freude, die Post aus der Heimat war eingetroffen. Ich hatte neben anderen auch einen Brief von meinem Vater aus Berlin. Er schrieb, daß ihn meine Schilderung, wie wir uns mit einfachen Mitteln eine elektrische Zentrale eingerichtet haben, sehr interessiert hätte. Er freue sich, daß wir uns nun die langen Winterabende in Norwegen auf diese angenehme Weise erhellen könnten. Gleichzeitig habe er wieder einmal zu seiner Genugtuung den Beweis erhalten, daß der deutsche Soldat alles fertigbringe. Dann folgte eine Stelle in seinem Brief, die ich später, nachdem jeder seine Post genossen hatte, meinen Kameraden vorlesen mußte:

.... überhaupt hat mich Deine Schilderung lebhaft an ein Erlebnis aus meiner Jugend erinnert. Es war im Herbst 1882, also vor 60 Jahren, da sagte Großvater eines Tages zu mir und Onkel Hermann: „Jungs, wenn ich heute abend vom Büro nach Hause komme, steht ihr fertig zum Abmarsch. In Berlin ist heute etwas ganz Besonderes los. Steckt etwas Mundvorrat ein, denn es kann spät werden, bis wir zurückkommen."

Als wir nach einstündigem Marsch in der Friedrichstraße ankamen, stießen wir an der Ecke Leipziger Straße auf eine riesige Menschenmenge, die immer größer wurde, je mehr wir uns dem Potsdamer Platz näherten. Es dämmerte bereits und wurde dann schnell dunkel, die Gaslaternen brannten nur in den Nebenstraßen. Da plötzlich wurde mit einem Schlage der ganze Potsdamer Platz und die Leipziger Straße bis zur Friedrichstraße in hellstrahlenden Glanz versetzt, was eine unbeschreibliche Wirkung auf das Publikum ausübte. Ein lautes „Ah" des Staunens und der Bewunderung ging durch die Menge, Händeklatschen, Hüteschwenken, Bravo- und Hurrarufe! Für uns war die Überraschung besonders groß, weil uns Großvater nicht verraten hatte, was wir zu sehen bekommen würden. Der Potsdamer Platz war so hell, daß uns die benachbarten gaserleuchteten Straßen verdunkelt erschienen.

Auf dem Nachhauseweg erzählte uns Großvater, um uns über unsere Müdigkeit hinwegzuhelfen, verschiedenes darüber, was wir heute erlebt hatten. „Das war die erste Straßenbeleuchtung in Berlin", sagte er, „die dauernd in Betrieb bleiben soll." Es brannten 36 Bogenlampen, 11 davon allein auf dem Potsdamer Platz. Werner Siemens hat zwar schon früher Versuche mit der elektrischen Beleuchtung gemacht, so am Sedantage 1878 vor dem Rathaus, ferner lief in der Passage zwischen den Linden und der Friedrichstraße zur Zeit der Berliner Gewerbeausstellung vom Mai bis September 1879 eine Beleuchtungsanlage mit 12 Bogenlampen. Im nächsten Jahre sollte dann der Platz am Zeughaus nach einem Plan des „Kuratoriums des Städtischen Erleuchtungswesens" elektrisch beleuchtet werden. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, dagegen konnte der

Der Potsdamer Platz im elektrischen Licht. Nach einem Gemälde von Professor Saltzmann aus dem Jahre 1884



Pariser Platz wenigstens für einige Stunden elektrisch beleuchtet werden mit vier Bogenlampen.

Über meine kindliche Frage, unter welchem Bogen denn die Lampen gestanden hätten, hat Großvater herzhaft gelacht. Er erklärte uns, daß der Name von dem Lichtbogen herrühre, der sich zwischen den Kohlestäben der Lampe durch den elektrischen Strom bilde. „Diese brennen aber allmählich ab und müssen durch einen komplizierten Mechanismus nachgeschoben werden. Bei der Glühlampe dagegen ist das nicht notwendig, in dieser wird ein Kohlefaden durch den Strom zum Leuchten gebracht, und sie kann Tausende von Stunden brennen, bis sie ersetzt werden muß. Auch mit diesen Lampen habe Siemens schon Versuche gemacht. Die Lampen waren aber nur 25 Kerzen stark, während die Bogenlampen 1000 und mehr Kerzen haben; die Berliner meinten daher, das sei gar kein elektrisches Licht, denn es sei nicht heller als Gas." Großvater konnte natürlich damals noch nicht ahnen, daß die hochkerzige Metallfadenlampe die Bogenlampe bei der Straßenbeleuchtung gänzlich verdrängen würde.

„Bemerkenswert ist übrigens", erzählte er weiter, „daß die Gaslampen in dem anschließenden Teil des Potsdamer Platzes, die vorhin vom elektrischen Licht so überstrahlt wurden, von Friedrich Siemens, einem in Dresden ansässigen Bruder Werner Siemens', erfunden und gebaut worden sind. Mit 120 Kerzen gaben sie sonst schon ein gutes Licht."

Wir kamen zwar müde, aber hochbefriedigt in der Nacht zu Hause an und waren stolz darauf, die erste elektrische Straßenbeleuchtung in Berlin miterlebt zu haben ....

„Glänzend, sehr nett", riefen meine Kameraden, als ich geendet hatte. „Du, deinem Alten Herrn schicken wir gemeinsam eine Feldpostkarte als Dank für seine interessante briefliche Unterhaltung", schlug einer von ihnen vor. Was denn auch sofort geschah.

E. S.

AN UNSERE LESER!

Die Konzentration aller Kräfte auf die unmittelbaren Kriegsaufgaben zur Sicherstellung des Sieges macht eine weitere Einschränkung auch im deutschen Zeitschriftenwesen notwendig. Aus diesem Grunde erscheint die „Junge Welt" künftig nur noch alle zwei Monate. Der Bezugspreis beträgt dementsprechend mit Wirkung vom 1. Juli für das Kalenderhalbjahr, in dem jeweils drei Hefte der Zeitschrift erscheinen (2. Halbjahr 1943 = Heft 6 im Juli, Heft 7 im September, Heft 8 im November), 90 Pf. zuzüglich Bestellgeld. Für das zweite Vierteljahr, in welchem nur noch zwei Ausgaben, und zwar Heft 4 etwa Ende April und Heft 5 Anfang Juni, erscheinen, ändert sich der Bezugspreis einmalig auf 60 Pf. zuzüglich Bestellgeld. Die Bezugszeit ist ab Juli 1943 halbjährig. Der Bezugspreis für das Einzelheft bleibt unverändert 30 Pf.

Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88

Die Fahrt durch die Hölle / Mit Vollgas bei 35 Grad Kälte durch den Bombenregen

PK. . . . . , im Osten 1943.

Weißt du, wie das ist, wenn man auf einem zugigen Lastwagen sitzend von einer Ecke in die andere geworfen wird, man vor Kälte bersten könnte? Nicht nur mal eben so, sondern drei Tage und Nächte hindurch. Und in den Nächten war es selbstverständlich noch kälter. Gut, daß wir einen Haufen Wolldecken bei uns hatten, sonst hätten wir es gar nicht ausgehalten. Gut, daß der Fahrer alle Tage einmal hielt und für heiße Suppen sorgte, sonst wären wir erfroren. Denn Wurst, Brot und Butter, von denen man sich die Stücke mit dem Beil herunterhauen muß, sind ja auch nicht immer das Richtige. Wir hatten auch einen Ofen auf unserem Wagen. Wenn wir aber geheizt hätten, wären uns die brennenden Scheite um den Kopf geflogen. Waren wir doch froh, daß wir uns selbst auf unseren Sitzen halten konnten.

Es waren nicht unsere schönsten Tage im Osten, bei Gott nicht! Und so schnell werden wir sie auch nicht vergessen. Aber das Tollste war wohl die Nacht zwischen O. und W. Es war sehr dunkel. Kaum daß man sehen konnte, an welcher Stange man sich festhalten sollte bei der wahnsinnigen Fahrt über Löcher und Klumpen. Dazu kam dann noch ein bolschewistischer Fliegerangriff. Wir sahen sie nicht. Es krachte nur plötzlich unheimlich laut rechts und links der Straße, und auch ohne daß es mir der Hein in die Ohren schrie, wußte ich, daß es Fliegerbomben waren. Aussteigen? Wenn die Sowjets Zielangriffe fliegen, bist du im Ziel immer noch am sichersten! Unser Fahrer schob Vollgas hinein, ohne Rücksicht darauf, daß wir da hinter ihm auf dem besten Wege waren, uns sämtliche Knochen zu brechen. Immer noch barst es um uns mit höllischem Getöse. Bloß raus aus dem Mist!

Da war es uns plötzlich, als wäre ein riesiger schwarzer Schatten über unseren Wagen hinweggehuscht. Und dann krachte es! Ich möchte das nicht noch einmal erleben! Und da war wieder so ein verfluchter Schatten. Ganz klar erkannten wir jetzt das Flugzeug, die rotzüngelnden Auspuffflammen der Motoren. Aber es warf keine Bomben. Das war unser Glück.

Schon schrie der Hans: „Mensch, das MG.!" Der Teufel mag wissen, wie wir das Ding so schnell aus dem Wust von Munitionskisten, Decken und anderen Klamotten herausbekommen haben. Aber schon haute der Hein es mir auf die Schulter, schrie mich an: „Los, mach Schulterstütze!" Und während ich krampfhaft das Zweibein hielt, glaubte ich, sämtliche Trommelfelle würden mir platzen. So böllerte der Hein los.

Unser Wagen flog weiter mit Vollgas über die Straße. Hinter uns her fegten die anderen Wagen der Kolonne in höllischer Fahrt, um den bolschewistischen Fliegern zu entgehen. Immer wieder taumelte ich von einem Bein auf das andere, stieß mit dem Kopf gegen die Eisenstangen der Dachplane und hielt das Zweibein des Maschinengewehrs, das sich in jedem Feuerstoß schüttelte. Und immer wieder flogen die Sowjets an, warfen Bomben, daß die Luft nur so fetzte, und Hein schoß, was aus dem Lauf herauswollte. Ich weiß nicht, wie oft die Bolschewiken ihre erfolglosen Anflüge wiederholten, und ich habe auch nicht die Zahl der Bomben gezählt, denn in meinen Ohren dröhnten tausend Trommelfeuer und vor meinen Augen sah ich nur rot.

Aber dann nahm der Hein endlich sein MG. von meiner

Schulter und es wurde still. Das heißt, der Wagen rumpelte immer noch mit uns durch Löcher, die unserem Empfinden nach „Stukabombentrichtertiefe" haben mußten. Aber das war nicht wichtig. Wichtig war, daß wir in der gleichen Nacht noch unsere Kameraden vom Heer da vorn in den Schneelöchern, die sie wochenlang verteidigt hatten, ablösen konnten. Als Fallschirmjäger erlebt man schon allerhand, aber diese Fahrt nach vorn vergesse ich niemals!

Kriegsberichter Ottmar Haas

Die italienische Reise (Fortsetzung von Seite 17)

auch deutsche verwundete Soldaten für Wochen und Monate hier an der blauen Adria. Diesen Verwundeten gehört ihre ganze fast zärtliche Bewunderung und Liebe. Dicke Freundschaften werden geschlossen, und sie fragen, fragen, fragen — mehr als ein ganzes Bataillon beantworten kann. Der Franzl hat ein Bild von einem bekommen, dazu die Adresse und das heilige Versprechen für einen laufenden Briefwechsel. Voll Stolz erzählt er jedem davon, der es hören will. Und wer wollte das nicht. Eine richtige zünftige Bootsfahrt mit den Fischern zusammen haben die einen gemacht. Andere haben außer „non capito" und „a rivederci" tatsächlich bei einer überaus geduldigen Lehrerin noch ein wenig Italienisch gelernt; zudem einige italienische Lieder. Franco, der italienische Jugendführer im Ort, ist bald ihr Spielkamerad. Mit ernstester Miene wird gefachsimpelt, wie das bei den Unsern und das bei jenen gehalten wird. Sie stehen einander mit Freundschaft und Achtung gegenüber. Während sie den italienischen Kameraden — ein wenig mühsam natürlich — davon berichten, daß die NSV. es ist, die die Buben und Mädel nicht nur aus München-Oberbayern, sondern aus allen Gauen des Reiches zur Erholung verschickt, unentgeltlich natürlich und ohne Ansehen des Standes, wird ihnen ganz unbemerkt bewußt, was für ein schönes, großes und in aller Welt einzig dastehendes Gemeinschaftswerk sie und das ganze deutsche Volk in der NSV. besitzen. Und wir Großen freuen uns erst recht, daß wir durch unsere Zehner und Markstücke unseren Buben und Mädeln solch unvergeßlich schöne Erlebnisse schenken dürfen.

Lore Enderle

BUCHBESPRECHUNG

Angefüllt mit hunderterlei Dingen liegt es wieder vor uns, das Jahrbuch „Jungen — Eure Welt".

Mit unerschöpflicher Vielgestaltigkeit hat Wilhelm Utermann es wiederum meisterhaft verstanden, Pimpfe und Hitlerjungen auf allen Gebieten anzusprechen und ihnen einen weiten Blick in die Heimat und in die weite Welt zu geben.

Was heute Jungen, die morgen vielleicht selbst schon Soldaten sind oder doch zumindest in streng soldatischer Ausbildung stehen, interessiert, der Kampf, die Erlebnisse an den Fronten, die Tapferkeit und der eiskalte Mut, steht im Vordergrund. Die Größe der Gegenwart, die uns heute erfüllt, gibt auch diesem Buch das Gesicht. Daneben aber stehen Geschichten aus fernen Welten, wichtige Dinge über den Sport und Interessantes aus der lebendigen Natur, tolle Abenteuer, knifflige technische Basteleien und Werkarbeiten und ausgezeichnete Erzählungen namhafter Männer. 500 Seiten für richtige Jungen, die die Dinge beim Schopfe zu fassen bereit sind.

H. B.

Umschlagbild stammt von Emde. — Graphische Gestaltung: R. Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag Franz Eher Nachf. G.m.b.H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.



Freilauf mit Rücktrittbremse
hat einen
leichten spielenden Lauf

Ist dies nicht der Fall, so ist er falsch eingestellt, und allerhand Schäden sind die Folge.

FICHTEL & SACHS A·G. SCHWEINFURT-M



„Horch"
und die
tonführende
„Sybilla Brand"
können nur noch in kleinerem Maßstab geliefert werden.

Josefine Ranft
Pausa i. V. 4.

Anzeigentexte
und
Druckstöcke
bitte nur an folgende Anschrift zu senden:
Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.
Anzeigenabtlg. „Junge Welt"
Berlin SW 68,
Zimmerst. 89-91



Entrahmte Frischmilch·
für den Pudding!

Das schmeckt — man muß ihn nur richtig zu kochen verstehen. Gerade bei der Knappheit heute darf er nicht anbrennen oder sonst irgendwie mißlingen. Deshalb kocht man ihn genau nach der Gebrauchsanweisung u. beachtet Folgendes:

Das Puddingpulver wird trocken in den Kochtopf geschüttet u. sofort mit der ganzen Milch verrührt (Milch bitte genau abmessen).

Die entrahmte Frischmilch mit dem Pulver 2 Min. kochen lassen und dann erst den Zucker unterrühren.



Mondamin-G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 9



Spielmannszüge
Fanfaren-Reparaturen usw. werden prompt und solid durchgeführt.
JosefineRanft
Pausa i. V. 4

Kennen Sie die Hintergründe der heutigen weltpolitischen Lage? Die „Schriftenreihe der NSDAP." wird Ihnen Auskunft geben
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin



Nach dem Sieg

werden auch Walther-Olympia-Pistolen dem Sportschützen wieder in bewährten Modellen zur Verfügung stehen



CARL WALTHER
WAFFENFABRIK
ZELLA-MEHLIS (THÜR.)



HESS
Musikinstrumente
machen noch mehr Freude, wenn sie gepflegt und schonend behandelt werden. Man schützt sie vor Staub, Schmutz und Feuchtigkeit. Jetzt nur beschränkt lieferbar. Nach dem Siege wieder.
Alte Musik von **Hess** Nachf. Klingenthal-Sa.





Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei — auch die Zeit der Beschränkung für die liebgewordene und gewohnte Zahnpflege mit Blendax nimmt ein Ende! Nach Friedensschluß können alle Blendax-Freunde wieder unbeschränkt beliefert werden. Bis dahin aber heißt es: sparsam umgehen mit dem kleinen Bestand.

Blendax-Fabrik
MAINZ AM RHEIN



Ein selbstverständliches Gebot:
Man streicht **VELVETA** so auf's Brot.
Das schmeckt sehr gut, nicht nur „zur Not"!



Ein Tip: Wie spare ich Zahnpasta?

Sie dürfen heute nicht davon abgehen, Ihre Zähne zweimal täglich gründlich zu reinigen. Da es gilt, auch mit Solidox Zahnpasta sparsam umzugehen, raten wir: Zähneputzen ist abends noch wichtiger als morgens! Reinigen Sie darum abends Ihre Zähne mit Solidox und begnügen Sie sich morgens mit Wasser und Bürste.

Solidox Gesellschaft für Zahnhygiene m.b.H., Berlin









Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

Lieferung erfolgt im Rahmen der jeweiligen Rohstofflage



Zehnfinger-Blindschreiben

Ohne Kurzschrift und Maschinenschreiben könnte man sich heute das Leben einfach nicht mehr denken. Während Sie sich früher diese Fähigkeiten nur durch persönliche Teilnahme an Kursen aneignen konnten, geben wir Ihnen heute diese Möglichkeit durch unseren Fernunterricht. Auch Sie können in kurzer Zeit diese Kenntnisse besitzen, wenn Sie sich der Führung von staatl. gepr. Fachlehrern anvertrauen. Sie sind nicht an Ort und Zeit gebunden, sondern können sich bequem zu Hause hinsetzen und arbeiten, wenn Sie Zeit und Lust haben. Das Arbeitstempo bestimmen Sie, alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum. Sie werden von der hervorragenden Unterrichtsmethode überrascht sein, das Lernen wird Ihnen zur wahren Freude werden. Bitte, senden Sie uns noch heute diese Anzeige in offenem Umschlag (3Pf.) ein.

Fernunterricht in Kurzschrift und Maschinenschreiben
Römer & Gatzke, Berlin SW 11, Postfach 70/F. 17

Ich bitte um unverbindliche und kostenlose Auskunft über den Fernunterricht für Kurzschrift und Maschinenschreiben

Vor- und Zuname ____________________

Ort und Straße ____________________

137